



venus
books

Laura
Kinsale

*Eine
eigensinnige
Lady*

Roman

Über dieses Buch:

Das glanzvolle Syrien im Jahre 1839. Ihre Mutter, eine exzentrische englische Lady, war als Königin der Wüste bekannt – doch nach ihrem Tod ist die junge Zenia Stanhope ganz auf sich allein gestellt. Es gibt nur eine Möglichkeit für sie, in die Heimat ihrer Familie zurückzukehren: Sie muss sich als syrischer Junge verkleiden, um die gefährvolle Reise riskieren zu können. So begegnet Zenia dem wagemutigen Abenteurer Arden Mansfield. Er bietet dem vermeintlichen Jungen seinen Schutz, wenn dieser ihn durch die Wüste führt. Obwohl sie auf keinen Fall enttarnt werden darf, kann Zenia ihre Gefühle für den attraktiven Viscount schon bald kaum noch verbergen. Auch Arden kann nicht fassen, wie sehr er sich zu dem seltsam schönen Jungen hingezogen fühlt. Aber kann Zenia es wagen, ihm ihr Geheimnis zu verraten?

Über die Autorin:

Nach ihrem Masterabschluss an der University of Texas war Laura Kinsale als Geologin tätig, bis sie begann, Romane zu schreiben. Ihre Bücher standen mehrfach auf der Auswahlliste für den besten amerikanischen Liebesroman des Jahres und stürmten immer wieder die Bestsellerlisten der New York Times. Die Autorin lebt mit ihrem Mann David abwechselnd in Santa Fé/New Mexico und Texas.

Laura Kinsale veröffentlichte bei venusbooks außerdem »Victorian Hearts – Der Kuss des Marquess«, »Victorian Hearts – Ein Gentleman zum Verlieben«, »Die Liebe des Dukes« und »In den Fängen des Piraten«.

Die Website der Autorin: laurakinsale.com

eBook-Neuausgabe August 2021

Ein eBook des venusbooks Verlags. venusbooks ist ein Verlagslabel der dotbooks GmbH, München.

Die amerikanische Originalausgabe erschien erstmals 1994 unter dem Originaltitel »The Dream Hunter« bei Berkley, New York. Die deutsche Erstausgabe erschien 1996 unter dem Titel »Traumpfade der Sehnsucht« bei Heyne.

Copyright © der amerikanischen Originalausgabe 1994 by Amanda Moor Jay

Copyright © der deutschen Erstausgabe 1996 Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München

Copyright © der Neuausgabe 2021 venusbooks Verlag. venusbooks ist ein Verlagslabel der dotbooks GmbH, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Titelbildgestaltung: Wildes Blut – Atelier für Gestaltung
Stephanie Weischer unter Verwendung mehrerer
Bildmotive von © period images, © shutterstock /
Kiev.Victor / Dudarev Mikhail / Potapov Alexander /
Mendeed sowie © pixabay / Buntysmum

eBook-Herstellung: Open Publishing GmbH (ae)

ISBN 978-3-96655-717-7

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie, dass Sie damit ausschließlich ein Leserecht erworben haben: Sie dürfen dieses eBook – anders als ein gedrucktes

Buch – nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die unerlaubte Verbreitung von eBooks ist – wie der illegale Download von Musikdateien und Videos – untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie sich jederzeit direkt an uns wenden: info@venusbooks.de. Mit herzlichem Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

Wenn Ihnen dieses eBook gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weitere Bücher aus unserem Programm. Schicken Sie einfach eine eMail mit dem Stichwort »Eine eigensinnige Lady« an: lesetipp@venusbooks.de (Wir nutzen Ihre an uns übermittelten Daten nur, um Ihre Anfrage beantworten zu können – danach werden sie ohne Auswertung, Weitergabe an Dritte oder zeitliche Verzögerung gelöscht.)

Besuchen Sie uns im Internet:
www.venusbooks.de
www.facebook.com/venusbooks
www.instagram.com/venusbooks

Laura Kinsale
Eine eigensinnige Lady

Roman

Aus dem Amerikanischen von Jutta Lang-Limbrunner

venusbooks

Prolog

London, 1838

»Was glauben Sie, was sie mit dem armen Kerl gemacht haben?«

»Ich nehme an, man hat ihn enthauptet«, antwortete Viscount Winter kühl. »Wenn er nicht vom Mob zu Tode gesteinigt wurde.«

»Mein Gott!« In blankem Entsetzen starrte Sir John Cottle den Viscount an, der mit behaglich ausgestreckten Beinen und einer Flasche Sherry vor einer imposanten, bis zur Decke reichenden Fensterfront saß. Lord Winters Gesicht hatte, soweit das bei der schwachen Lesebeleuchtung an diesem tristen, nebelverhangenen Dezembernachmittag zu erkennen war, etwas vornehm Strenges an sich. Sein Blick war fest und undurchdringlich, wie es für Männer charakteristisch ist, denen Sonne und ferne Länder wohlvertraute Gefährten sind. Der herbe, verschlossene Eindruck wurde durch seine schwarzen, diabolisch wirkenden Augenbrauen, die hohen Wangenknochen und einen herrischen Zug um Mund und Kinn noch verstärkt. Einige Bände der hervorragend ausgestatteten Clubbibliothek stapelten sich vor ihm auf dem Tisch und auf dem Boden.

Sir John sah geistesabwesend auf die Bücher: ›Bericht über eine Expedition der *H.M.S. Terror* in der Antarktis‹, ›Reisen in Südamerika‹ und ›Rund um Kap Horn: Schauplätze, Zwischenfälle und Abenteuer während der Umsegelung. Aus dem Schiffstagebuch des Kapitäns W. M.

Alexander«. Sir John war mit seinen Gedanken nicht in der Clubbibliothek oder bei Büchern, sondern im Orient, wo sich barbarische, grausame Szenen abspielten. Bekümmert wandte er sich seinem Sportsfreund Lord Gresham zu. »Ich fühle mich verantwortlich. Er war Christ, auch wenn er aus Neapel stammte. Vielleicht sollten wir die Sache aufgeben, Gresham.«

»Unsinn.« Lord Greshams Wangen glühten. »Der Italiener hat behauptet, er gäbe einen perfekten Mohammedaner ab. Wir haben ihm ein Vermögen bezahlt ... Wenn er unfähig war, bitte schön. Wir haben unser Geld verloren und er sein Leben.«

»Enthauptet, du lieber Himmel! Ich weiß nicht, ob ...«

»Du willst das Pferd doch, oder?« Lord Gresham sah Sir John herausfordernd an.

»Ja, weiß Gott, ja.« Sir John kaute gedankenverloren an seinem Schnurrbart. Seine wäßrigen blauen Augen blickten betrübt. »Aber noch einen Mann in den Tod schicken ...« Er sah den Viscount an, der wieder mit seinen Büchern beschäftigt war und sich Notizen machte, die ihn offensichtlich mehr interessierten als das Gespräch. »Was meinen Sie, Winter?«

»Wenn er nicht wußte, wie hoch das Risiko ist, war Ihr Italiener ein Narr«, sagte der Viscount, ohne von seinen Aufzeichnungen aufzublicken.

»Aber hat das ganze Unternehmen überhaupt eine Chance?« fragte Sir John hartnäckig weiter. »Der Bursche hat immerhin jahrelang im Orient gelebt.«

»Er sprach Arabisch wie ein Einheimischer«, setzte Lord Gresham hinzu, »und, Teufel auch, er sah aus wie einer von ihnen.«

Lord Winter hob die Augen. Ein Lächeln spielte um seine Mundwinkel. »Woher wissen Sie das?«

Die beiden Männer blickten ihn erstaunt an. »Nun«, antwortete Sir John, »er hat die Tracht eines Beduinen

angezogen, um es uns zu beweisen. Einen Turban und so weiter.«

»Einen Turban!« Viscount Winter hob eine Augenbraue, schüttelte den Kopf und beugte sich wieder über seine Lektüre.

Sir John bedachte Lord Gresham mit einem wütenden Blick. »Ich habe dir ja gesagt, wir hätten zuerst Winter um Rat fragen sollen!« polterte er los, wobei sein Zornesausbruch so gar nicht zu seinem runden, freundlichen Gesicht paßte. »Wie wollen wir beurteilen, ob der Mann wirklich wußte, wovon er sprach?«

»Ziehen wir Winter doch jetzt zu Rate«, erwiderte Lord Gresham bestimmt. »Genau da liegt der Hund begraben, Winter. Wir brauchen bessere Unterstützung. Jemanden in Kairo oder Damaskus, der den geeigneten Mann aufstöbert. Einen Mann, der für uns in die Wüste geht und das Tier zu fassen kriegt. Die Konsuln legen uns allerdings alle möglichen Steine in den Weg. Wir hofften, Sie könnten uns jemanden empfehlen.«

Lord Winter sah ihn an. Die kobaltblauen Augen bildeten einen starken Kontrast zu den schwarzen Wimpern und dem sonnengebräunten Teint. »Sie vergeuden Ihre Zeit und Ihr Geld, meine Herren. Ich bezweifle sehr, daß dieses Pferd existiert.«

»Wir haben ein Schreiben ...«, begann Sir John.

»Von Ihrem unglückseligen Italiener? Einen Stammbaum womöglich? Einen, der zurückreicht bis zu den Ställen Salomons und dessen Richtigkeit altehrwürdige Scheiks bestätigt haben, oder etwas in der Art?«

»Ja, genauso ist es.«

»Wie wär's mit einem fliegenden Teppich?« fragte Lord Winter höflich.

Sir John brummte mißmutig.

Lord Gresham sagte: »Wenn Sie das Dokument lesen würden ...«

»Oh, gewiß ist es ein hübsches Märchen. Zwar würde kein Beduine jemals lügen, was die Herkunft eines Pferdes anlangt, denn er kennt jedes Pferd so gut wie seine eigene Mutter. Doch sobald etwas schriftlich festgehalten wird, schreckt er vor lauter Lust am Fabulieren auch vor einem Meineid nicht zurück: unterzeichnet, besiegelt und mit Allahs dreifachem Segen. Wieviel haben Sie dem Italiener bezahlt?«

»Tausend Pfund«, gab Lord Gresham freimütig zu. »Ja, ja, ich weiß, Sie halten uns für Trottel, Winter. Aber das Schreiben kam gar nicht von dem Italiener. Mein Schwager«, fuhr er leiser fort, »vom Außenministerium hat es mir geschickt. Es wurde in Dschidda abgefangen. Dort kam es in einem Päckchen mit Geheimdokumenten oder ähnlichem an.« Der Lord machte eine bedeutsame Handbewegung. »Es muß etwas mit den Türken und Ägyptern zu tun haben, von Truppenbewegungen ist die Rede. Von höchstem Interesse für Palmerston. Gott sei dem armen Teufel gnädig. Pferde kümmern ihn nicht, und nachdem man den Brief übersetzt hatte und zu dem Schluß gekommen war, daß es sich nicht um einen verschlüsselten Code handelt, hat er Harry gesagt, er könne den Wisch verbrennen, wenn er wolle.«

Der gleichgültige Ausdruck in Lord Winters Augen verschwand. Interessiert sah er die beiden passionierten Jagdfreunde an. »Wo ist der Brief?«

Lord Gresham zog ein zerknittertes Dokument, das mit einer dicken Kordel umwickelt war, aus der Tasche. Wortlos reichte er es dem Viscount.

Aufmerksam las Lord Winter die fließende arabische Schrift. In der Bibliothek wurde es still. Sir John und Lord Gresham beugten sich nach vorn und warteten. Als Lord Winter das Schriftstück gelesen hatte, rollte er es mit ausdruckslosem Gesicht zusammen und gab es zurück. »Ich bin immer noch der Meinung, Sie sollten Ihr Geld und Ihre Zeit nicht dafür verschwenden.«

»Halten Sie es für eine Fälschung?« fragte Lord Gresham.

»Nein, das Dokument ist echt.« Der Viscount preßte die Lippen zusammen. »Es handelt sich um eine Botschaft an einen Mann namens Abbas Pascha, Neffe des Vizekönigs von Ägypten. Wüstenpferde sind seine Leidenschaft. Er ist ein junger Prinz, dem es gefällt, sich wie Dschingis Khan zu gebärden. Jedem, der es wagt, ihn zu täuschen, wenn es um Pferde geht, drückt er glühende Eisen auf die Fußsohlen.«

»Dann gibt es die Stute String of Pearls also doch! Irgendwo auf der arabischen Halbinsel muß sie sein. Es muß jemanden geben, der sich aufmachen kann, sie zu suchen. Wenn Sie uns nur sagen könnten, welche Art von Mann dazu in der Lage wäre und wo wir ihn finden.«

»In dem Brief heißt es, daß ein schnelleres Pferd niemals existiert hat, Winter!« schwärmte Sir John. »Wie Sie wissen, haben Gresh und ich letztes Jahr Nightwind erworben. Er ist schnell wie der Blitz! Bei Jupiter, er hat bisher jedes andere Pferd vernichtend geschlagen – und er ist heißblütig. Nur drei Generationen vom selben orientalischen Stammbaum entfernt. In ganz England gibt es keine reinrassige Stute, die für ihn angemessen wäre. Aber wenn wir String of Pearls hätten, dann könnten wir ein Rassepferd heranzüchten, wie es die Welt noch nicht gesehen hat.«

»Wir scheuen keine Ausgaben, damit String of Pearls in unseren Besitz kommt«, erklärte Lord Gresham.

»Es besteht nicht die geringste Hoffnung, das Pferd zu finden«, sagte der Viscount trocken, lehnte sich zurück und schlug sein Buch wieder auf. »Glauben Sie mir.«

»Aber wenn Sie sagen, der Inhalt des Briefes entspreche der Wahrheit ...«

Sir John blickte auf und verstummte, als ein eleganter Herr neben Lord Winters Stuhl stehenblieb. »Ich dachte mir, daß ich dich hier finde«, sagte der Mann kalt.

Viscount Winters Gesichtsausdruck änderte sich nicht, aber er legte das Buch zur Seite und erhob sich. Auch ohne sich umzuwenden wußte er, daß es sein Vater war. »Das hier ist nur der Travellers' Club«, erwiderte er und hielt ihm die Hand hin. »Kein Bordell.«

Der Earl ignorierte die Begrüßungsgeste und nickte Lord Winters Begleitern kurz zu. Bis auf die edle Blässe und den schwächeren Körperbau – der Earl legte weniger Wert auf körperliche Ertüchtigung – war die Ähnlichkeit mit dem Sohn bemerkenswert. Er verzog den Mund in spöttischer Verachtung, als er die herumliegenden Bücher sah.

»Hättest du die Güte, mit mir unter vier Augen zu sprechen?«

»Ich stehe zu deiner Verfügung.«

»Ein widerlicher Ort«, sagte der Earl und führte seinen Sohn in eine Ecke der Bibliothek.

»Setz dich zur Ruhe«, schlug Lord Winter höflich vor.

»Damit ich überhaupt keine Möglichkeit mehr habe, meinen hochgeschätzten Erben zu einem Gespräch zu bewegen? Vielleicht sollte ich dich ganz vergessen. Ich glaube, deine Mutter hat es bereits getan.«

»Leider nicht«, entgegnete Earl Belmaines Erbe. »Letzte Woche hat sie mich in der Piccadilly Street mit einer ihrer einzigartig langweiligen Debütantinnen im Schlepptau abgefangen.«

»Dem entnehme ich, daß sie sich damit begnügen muß, dich auf der Straße anzutreffen«, schnaubte der Earl. »Denn du hältst es nicht für nötig, ihr wenigstens einen kurzen Besuch abzustatten!«

»Dazu fehlt mir der Mut.« Lord Winter sah seinen Vater unbewegt an. »Wir haben uns nichts mehr zu sagen. Es ist mir gleichgültig, was sie bei ihrer letzten Abendgesellschaft zum Dinner serviert oder welches Mädchen sie für mich auserwählt hat. Und sie interessiert sich sowieso nur für meine Schwächen. Und das ist ein Thema, das wir zur Genüge diskutiert haben.«

»Man sollte meinen, daß die natürliche Zuneigung eines Sohnes zu seiner Mutter ...«

»Wir sind doch schon vor langem darin übereingekommen, daß ich ein gänzlich unnatürlicher Sohn bin«, unterbrach der Viscount seinen Vater gereizt. »Ich werde einen Scherenschnitt von meinem Profil anfertigen lassen. Den kann sie dann in ihrem Salon aufhängen und ihren Bekannten als Beweis meiner Existenz zeigen.«

»Sehr aufmerksam von dir«, erwiderte der Earl ironisch. »Ich bin jedoch nicht hierhergekommen, um dir Komplimente zu machen für die großartigen Nettigkeiten deiner Mutter gegenüber. Ich komme gerade von einer Sitzung der Royal Geographical Society.« Er griff in die Innenseite seines Fracks. »Du wirst erfreut sein zu erfahren, daß du der erste bist, der die Namensliste für Kapitän Ross' Expedition in die Antarktis sieht.«

Kaum merklich änderte sich Viscount Winters Gesichtsausdruck. Schweigend sah er seinen Vater an. Der Earl warf zwei gefaltete Blätter auf den Tisch zwischen ihnen.

Halb offen lagen sie da. *H.M.S. Terror* war auf dem einen zu lesen, *H.M.S. Erebus* auf dem anderen. Darunter waren jeweils Namen aufgelistet. Lord Winter mußte die Listen nicht durchsehen um zu wissen, daß sein Name nicht dabei war.

»Wenn ich mich nicht irre, hast du heute Geburtstag«, sagte der Earl. »Das ist mein Geschenk.«

Lord Winter schwieg noch immer. Seine Miene war jetzt unnahbar und leblos, doch nicht ohne eine gewisse Bitterkeit.

Sein Vater fühlte sich indessen zu weiteren Vorwürfen veranlaßt. »Wenn ich mich nicht irre, ist es dein einunddreißigster Geburtstag. Ich könnte bereits einen zehnjährigen Enkel haben.«

Lord Winter preßte die Lippen zusammen und senkte den Blick.

»Wenn ich einen Enkelsohn hätte«, fuhr der Earl scheinbar sanft fort, »dann könntest du dir mit meinem Segen im Eis der Antarktis dein Grab schaufeln. Oder im Sand deiner heiß geliebten arabischen Wüste oder in irgendeinem grauenhaften Urwald – es stünde dir frei, an welchem barbarischen Ort du dich umbringen willst.«

Aufreizend gelassen nahm Viscount Winter die Blätter vom Tisch. Fast behutsam hielt er sie in der Hand. Einige andere Clubmitglieder hoben die Köpfe, beugten sich jedoch sogleich wieder eifrig über ihre Lektüre. Sir John und Lord Gresham unterhielten sich angeregt über die Qualität des Club-Sherrys.

»So wie die Dinge liegen«, fuhr der Earl bissig fort, »bin ich gezwungen, mich um dein Wohlergehen zu kümmern und deine abenteuerlichen Pläne zu durchkreuzen, solange du mein einziger Erbe bist, unverheiratet und kinderlos.«

»Deine väterliche Fürsorge ist wie immer geradezu heldenhaft«, sagte Viscount Winter leise und gab seinem Vater die Blätter zurück. »Ich hoffe, du mußtest nicht allzu viele Stimmen der Lords kaufen, um dein Ziel zu erreichen. Daß ich von der Liste gestrichen wurde, hat der Gesellschaft wohl ein stolzes Sümmchen eingebracht?«

»Weihnachten verbringen wir in Swanmere«, wechselte der Earl das Thema.

»Du brauchst die Dienstmädchen wegen meines Zimmers nicht bemühen, ich werde im Ausland sein.«

Earl Belmaine biß die Zähne zusammen und sah seinen Sohn mit einem kalten Lächeln an. »Keine Angst, deinetwegen würde ich nicht einmal einen Stallburschen bemühen.«

Lord Winter machte eine knappe Verbeugung. »Darf ich mich jetzt empfehlen?«

»Leb wohl.« Der Earl wandte sich ab und ging. Am Türpfeiler blieb er stehen und drehte sich um. »Ich wünsche dir noch viel Vergnügen an deinem Geburtstag.«

Viscount Winter reagierte nicht. Wie versteinert stand er da.

Anstatt nach dieser bissigen Bemerkung sofort zu gehen, wie es zunächst seine Absicht gewesen war, betrachtete Earl Belmaine seinen hochgewachsenen Sohn. Das kalte, markante Gesicht zeigte nicht die leiseste Spur einer Gemütsregung. So einfach konnte der Earl nicht alle Brücken hinter sich abbrechen. Aber noch während er die Frage aussprach, ärgerte er sich über seine eigene Schwäche. »Willst du mir gütigerweise sagen, wohin du gehst?«

»Damit du mich auch daran hindern kannst?« entgegnete der Viscount kalt.

Der Earl hielt seine Zunge im Zaum, wohl wissend, daß er seinen Sohn schon mehr als genug provoziert hatte und daher mit allen möglichen Konsequenzen rechnen mußte. Er traute dem Viscount nämlich durchaus zu, daß er irgendein Weibsstück aus einem Harem anschleppen und es seinen Eltern als seine Braut präsentieren würde. Er verstand seinen Sohn nicht mehr, weder dessen Sinn für Humor noch sein unbezähmbares Fernweh. Mittlerweile wußte er jedoch, daß es klüger war, sich damit abzufinden. »Dann also frohe Weihnachten«, sagte er resigniert.

»Wünsche ich auch, Sir.«

Nachdem Earl Belmaine gegangen war, herrschte einen Moment lang völlige Stille. Nicht einmal das Umblättern einer Buchseite war zu hören. Gefaßt sah der Viscount seinem Vater nach. Dann ging er zu seinem Platz am Fenster zurück, wo Sir John und Lord Gresham neben den Bücherstapeln und dem Wirrwarr von Blättern auf ihn warteten.

Lord Winter setzte sich und goß sich ein Glas Sherry ein. Nachdenklich starrte er in das Glas, nahm einen Schluck und stellte es dann zur Seite.

»Meine Herren«, begann er gedehnt, »ich habe mich entschlossen, Ihnen bei der Suche nach dem arabischen

Pferd meine Unterstützung anzubieten.« Ein leicht zynisches Lächeln ließ seine sonderbaren Augen aufblitzen. »Genau gesagt, werde ich mich selbst auf die Suche machen.«

In der Clubbibliothek blieb es still, nachdem sich Sir John und Lord Gresham mit überschwenglichen Dankesbezeugungen verabschiedet hatten. Den ganzen Nachmittag über war nur noch das Zischen und Knacken des Kaminfeuers zu hören, das Herumblättern in Büchern und das leise Schnarchen des französischen Diplomaten, der, die Wiener Tageszeitung über dem Gesicht, ausgestreckt auf einem Sofa lag. Schließlich, als das Gemurmel der Dinnergesellschaft vom Speisesaal nach unten drang, klang dies wie Musik in Lord Winters Ohren. Er stand auf, reckte sich und klemmte sich ein Buch unter den Arm.

Immer zwei Stufen auf einmal nehmend, lief er, vorbei an anderen Clubmitgliedern, die Treppe nach oben. Drei Männer standen neben dem Eingang zum Speisesaal. Sie lehnten lässig an der Wand und lachten, während einer von ihnen seine Pfeife ausklopfte.

»Da ist er ja!« rief einer dem Viscount zu. »Unser edler Lord der Wüste!«

Lord Winter blieb stehen und blickte von einem zum andern. »Ja, hier bin ich«, sagte er und wollte sich gleich wieder empfehlen. »Guten Abend.«

»Dieser Winter ist vielleicht ein ungeselliger Bursche.« Die drei grinsten ihn an.

Sie meinten es nicht böse, aber Lord Winter spürte Unbehagen in sich aufsteigen und lächelte steif. »Ich bin eben ein unruhiger Geist.«

»Na, dann gönn dir mal eine Pause und iß mit uns zu Abend.«

Lord Winter zögerte. Dann zuckte er entschuldigend mit den Achseln.

»Besten Dank, aber ich bin ein verdammt schlechter Gesellschafter.«

Er hob kurz die Hand zum Gruß und ging an ihnen vorbei.

Der Tisch, den er für gewöhnlich wählte, ein Einzeltisch nahe der Tür, war frei. Als er Platz nahm, drangen trotz des allgemeinen Stimmengewirrs die Worte der drei Männer klar und deutlich an sein Ohr:

»Ein arroganter Einzelgänger.«

»Kennst du ihn näher? Ich habe ihn noch nie in Begleitung gesehen.«

»Er ist auch zu selten im Land, als daß man ihn überhaupt zu Gesicht bekäme. Hat sich lange in der syrischen Wüste herumgetrieben, und jetzt will er zum Südpol.«

»Zum Südpol, du meine Güte. Wenn das keine Herausforderung für euch Jungs vom Travellers' Club ist. Welches College hat er besucht?«

»College? Der hat wahrscheinlich Gouvernanten und Privatlehrer gehabt. Er ist Belmaines Erbe, hast du das nicht gewußt?«

»Ach!« Interesse und Erstaunen taten sich in diesem einen Wörtchen kund.

»Belmaine!«

»Der einzige Sohn. Sonst keine Kinder. Haben unverschämt viel Vermögen – und dann natürlich noch den Adelstitel. Der Kerl hat verdammt viel Glück.«

»Muß angenehm sein, allein auf einem so hohen Podest zu stehen.«

»Dem Fatzke scheint's jedenfalls zu gefallen. Hab' ich ihn gefragt, ob er mit uns essen will, oder nicht?« Die Stimmen verstummten. Der Viscount sah das Achselzucken förmlich vor sich. »Mieser Gesellschafter, hat er doch selbst gesagt.«

Lord Winter blätterte in seinem Buch und begann zu lesen.

Kapitel 1

Syrien, 25. Juni, 1839

Reverend Mr. Thompson war begreiflicherweise von Schauder erfaßt. Angesichts der menschlichen Gebeine, die vor dem Grabschacht auf einem Haufen lagen, dauerte es eine Weile, bis er sich wieder beruhigt hatte. Der Totenschädel lag obenauf. Beleuchtet war die gespenstische Szenerie lediglich von zwei Wachsstöcken, die in den Augenhöhlen des grinsenden Dinges stickten. Seltsame Schatten tanzten auf dem Holzsarg, und ringsum reihten sich die finsternen Gesichter der wild aussehenden mohammedanischen Diener.

Der Reverend hatte sich im Irrgarten der Festung Dar Joon verlaufen. Es war bereits zwei Stunden nach Mitternacht gewesen, als die Diener, alle mit Turban und langen, herunterhängenden Schnurrbärten, den Sarg anhoben, um Lady Hester Stanhope zu ihrer letzten Ruhestätte zu tragen. Nur wenige Augenblicke war Mr. Thompson zurückgeblieben. Er wollte sich die Bestattungsriten der Church of England noch einmal vergegenwärtigen, damit die Zeremonie ohne unschickliche Verzögerung und lästiges Nachschlagen in seinen Unterlagen vonstatten gehen konnte.

Das war jedoch höchst unklug gewesen. Sobald sich nämlich der Trauerzug mit den Fackeln und Laternen vom Hof aus in Bewegung gesetzt hatte und in Lady Hesters dschungelähnlichem Garten verschwunden war, blies ein heftiger, heißer Windstoß die Fackel des amerikanischen

Missionars aus und ließ ihn in tiefster Dunkelheit zurück. Er mußte sich durch ein Labyrinth verschlungener Pfade tasten. Das Stimmengemurmel hob an und verebbte, und der schwache Schein einer Fackel verschwand immer wieder hinter einem Mauerabschnitt oder einer Wegbiegung. Er war geraume Zeit umhergeirrt, über Wurzelwerk gestolpert und hatte sich durch wuchernde Jasminranken gekämpft, bis er endlich zum Grabtempel kam.

Der makabre Anblick, der sich ihm bot, versetzte ihm einen gehörigen Schrecken. Aber Mr. Moore, der englische Konsul, trat an seine Seite und sagte mit beschwichtigender Geste und Blick auf die Gebeine: »Beachten Sie ihn einfach nicht. Es ist nur ein Franzose.«

»Ach so.« Mr. Thompson rollte die Augen und blickte den Konsul wie ein unruhiges Pferd an.

»Es ist Kapitän Loustenau«, flüsterte Mr. Moore. »Ich habe ihn herausgelegt, um für sie Platz zu machen. Der Ärmste war hier zu Besuch, bekam Bauchschmerzen und wurde ganz plötzlich dahingerafft. Liegt Jahre zurück. Sie wollte seine sterblichen Überreste unbedingt hierbehalten.« Er zuckte mit den Achseln. »War ein fauler Schmarotzer, sagt man. Aber genau nach ihrem Geschmack, wenn Sie wissen, was ich meine.«

Mr. Thompson gab einen verneinenden Laut von sich.

»Er war jung und sah gut aus«, erklärte Mr. Moore.

»Ach so«, erwiderte Mr. Thompson unsicher.

»Zu ihrer Zeit war der alte Barker Konsul«, fügte Mr. Moore in vertraulichem Ton hinzu, »und der pflegte zu sagen, Michael Bruce sei das bestaussehende Mannsbild, das je auf Gottes Erdboden gewandelt sei.«

»Tatsächlich?«

Mr. Moore sah ihn amüsiert an. »Er war ihr Geliebter, wissen Sie?«

Mr. Thompson schürzte die Lippen.

»Hat ihn doch glatt in ihr Bett gelockt, da war er dreiundzwanzig. Und sie muß wohl vierunddreißig, fünfunddreißig gewesen sein, mindestens. War damals schon eine eingefleischte Junggesellin. Haben gemeinsam die ganze Türkei und Syrien bereist. Und stolz war sie, wie ein Lord. Hat sich einen Dreck um die Meinung anderer geschert. Lief ständig in Hosen herum und saß so breitbeinig im Sattel wie ein türkischer Pascha. Heiraten wollte sie Bruce nie, obwohl er sie angefleht haben soll. Sie zog es vor, allein hier zu leben. Der alte Barker sagte, sie hätte damit ganz schön geprahlt. Sie tat so, als sei es eine edle Tat, ihn wegzuschicken. Er sollte nach Hause zurückkehren und zu Ehren kommen.« Mr. Moore schüttelte den Kopf. »Um so bedauerlicher, daß er es nie zu etwas gebracht hat.«

»Ich verstehe«, sagte Mr. Thompson, »wie außergewöhnlich.«

Die zwei Männer blickten starr auf den Sarg. Beide dachten sie an den nackten weißen Körper. Nach einem scharfen Tagesritt von Beirut hatten sie den Leichnam entdeckt, der in der schwülen Hitze schon zu verfaulen begann. Mr. Thompson hatte das Gefühl, er müsse irgend etwas über den Lohn der Sünde sagen, aber dann fand er, daß dieses dramatische Ende Strafe genug sei. Mutterseelenallein unter fremden Nichtchristen zu sterben, inmitten all des Plunders und der Trümmer dieser Wüstenfestung, das schien ihm Strafe genug für eine Übertretung, die vor mehr als fünfundzwanzig Jahren geschehen sein mußte. Mr. Moore konnte kaum glauben, daß die schrullige alte Hester Stanhope, die verrückte Königin der Wüste, einmal die Macht besessen hatte, einen Weiberhelden wie Bruce zu ihrem Sklaven zu machen. Obgleich Mr. Moore Lady Hester zu ihren Lebzeiten nie persönlich kennengelernt hatte, wußte er sehr viel über sie, bedingt durch ihren Ruf und die erbarmungslosen Fehden mit den englischen Konsuln, ihn selbst

eingeschlossen – mit dem Effekt, daß er hierher, in ihren Einflußbereich, versetzt worden war. Dennoch konnte sich Mr. Moore Lady Hester nur als eine in die Jahre gekommene Einsiedlerin vorstellen, die Prophezeiungen machte, sich in die Angelegenheiten der Konsuln einmischte und von ihrem ›Allerheiligsten‹ aus, ihrer unbezwingbaren Feste, gehässige Briefe verschickte, worin sie wegen ihrer Schulden Gift und Galle spie.

»Sie war schon höllisch verschroben, sage ich Ihnen, und Haare hatte sie auf den Zähnen ...«

»Gott sei ihrer armen Seele gnädig«, meinte darauf der Missionar sanft.

»Amen«, sagte Mr. Moore. »Besser, wir bringen es bei der Hitze rasch hinter uns.«

Mr. Thompson hatte sich inzwischen gesammelt, nahm das Gebetbuch und begann zu lesen. Während die lauten, eindringlichen Worte im Grabtempel widerhallten, näherte sich im flackernden Lichtschein ein weiterer Engländer.

Der Konsul warf ihm einen höflichen Blick zu, dann sah er wieder andächtig zu Boden. In der Annahme, es handle sich um einen Trauernden, der mit der Verblichenen eng verbunden war, hielt Reverend Thompson im Gebet inne und erwartete, daß der Zuspätgekommene näher an den Sarg herantreten würde. Doch der Mann kam nicht nach vorn, sondern blieb statt dessen ein wenig abseits stehen.

Er war von großem, stattlichem Wuchs, trug Stiefel und einen englischen Jagdrock, und am Gürtel, quer über der Brust, hing eine Pulverflasche. Sein Haar war so schwarz wie das offene Grab. Im schwachen Licht waren die Augen rabenschwarz, und seine Ausstrahlung erschien Mr. Thompson, der ohnehin schon schwache Nerven hatte, auf äußerst beunruhigende Art und Weise satanisch.

»Lord Winter«, flüsterte ihm Mr. Moore zu.

Da der Name dem amerikanischen Missionar nichts sagte und Lord Winter Mr. Thompsons freundliches Kopfnicken nur mit einem starren Blick erwiderte, fuhr der

Geistliche mit der Bestattungszeremonie fort. Dem Reverend saß noch immer der Schreck in den Gliedern, doch er tröstete sich damit, daß dieses bizarre Begräbnis – zusammen mit einigen anderen Erlebnissen bei den Unwissenden im Orient, die er in seinem Tagebuch festgehalten hatte – wenigstens einen ansehnlichen Band mit Reiseerinnerungen abgeben würde, wenn die Zeit reif dafür war.

Was Lord Winter betraf, so war an ihm trotz der ungewöhnlichen Szene nicht die geringste Spur von Überraschung oder Abscheu zu entdecken. Der Leichnam wurde in würdiger Stille beigesetzt. Nur das unterdrückte Schluchzen einer schwarzen Dienerin war zu hören. Neben ihr stand schweigsam und aufrecht ein junger Beduine. Die verfilzten Haare fielen ihm bis auf die Schultern, und seine schmutzigen Füße waren nackt. Mit dem Krummdolch an der Seite und der altertümlichen Muskete über der Schulter wirkte er wie ein junger Panther, der geradewegs aus der Wüste kam. Lord Winters suchender Blick verweilte einen Moment lang auf dem Beduinen, seinen mädchenhaften, kajalgeschminkten Augen, den vollen Lippen und dem aparten Kinn, das den jungen arabischen Nomaden eigen ist. Lord Winter kannte die Beduinen und zweifelte deshalb nicht daran, daß diese äußerliche Zartheit eine Täuschung und der Junge ein zäher Bursche war, in dem das Zeug zum kaltblütigsten Banditen steckte. Doch er war nicht der Mann, nach dem Lord Winter Ausschau hielt.

Offenbar zog es diese bestimmte Person vor, der Bestattung nicht beizuwohnen. Viscount Winter dachte jedoch nicht länger darüber nach, da er wußte, daß sich solch ein Individuum hütete, sich in die Festung Dar Joon vorzuwagen, wenn Fremde aus dem Okzident anwesend waren.

Höhnisch grinsend verfolgte Lord Winter, wie der Konsul den Union Jack auseinanderfaltete und über Lady Hesters

Sarg legte. Von all ihren Feinden waren ihr die Missionare und englischen Konsuln am verhaßtesten gewesen. Schon der Gedanke, mit der britischen Nationalflagge ins Grab gelegt und von einem christlichen Geistlichen beerdigt zu werden, hätte sie rasend gemacht.

War es auch purer Zufall, daß der Viscount bei Lady Hesters Begräbnis zugegen war - er hatte auf ihrer Bergfestung eine private Angelegenheit zu erledigen -, so bedauerte er doch, sie vor ihrem Tod nicht mehr besucht zu haben. Ein melancholisches Lächeln lag auf seinem Gesicht. Nein. Wenn er gewußt hätte, daß es mit ihr zu Ende ging, hätte er mit den wildesten Beduinen Dar Joon gestürmt, und Lady Hester wäre im Kampf gefallen. Das hatte sie sich immer gewünscht. Sie hatte es ihm selbst gesagt.

So hätte er es machen sollen.

Kaum war die Bestattung vollzogen, die Gebeine des Franzosen neben Lady Hesters Sarg gelegt und das Grabportal geschlossen, da trat Mr. Moore zu Lord Winter und reichte ihm die Hand. »Guten Abend, Mylord. Oder besser gesagt, guten Morgen. Ein undankbares Geschäft, so eine Beerdigung. Aufmerksam von Ihnen, daß Sie gekommen sind.«

»Ich war sowieso in der Gegend«, erwiderte Lord Winter kurz angebunden.

»Waren Sie ein Freund der Verstorbenen?« fragte Mr. Thompson erwartungsvoll.

»Ja.« Dann, nach einer kurzen Pause, fügte Lord Winter hinzu: »Ich hatte die Ehre.«

»Sie war gewiß eine bemerkenswerte Lady«, sagte der Reverend feierlich.

»In der Tat«, beeilte sich der Konsul zu sagen. »Ihr Leben war außergewöhnlich. Wollen Sie uns bei einem Nachtmahl unten im Dorf Gesellschaft leisten, Mylord? Wir können dort auch übernachten.«

»Ihr Angebot klingt verlockend, aber ich ziehe es vor, die Nacht hier zu verbringen, wenn Sie gestatten.«

Mr. Moore sah ihn erstaunt an. »Hier? Ich muß alle Räume versiegeln. Auch die Dienerschaft kann nicht bleiben.«

»Vielleicht«, warf der Missionar in sanftem Ton ein, »möchte Lord Winter in seiner Trauer noch eine Weile allein sein.«

»Oh, ja, natürlich.« Mr. Moore bedachte den angeblich Trauernden mit einem skeptischen Blick. Bisher hatte er den ehrenwerten Arden Mansfield, Viscount Winter, nicht für einen sehr gefühlvollen Menschen gehalten. »Nun gut, wenn das so ist, machen wir selbstverständlich eine Ausnahme.«

»Danke für Ihr Verständnis.« Lord Winter neigte den Kopf. »Ich bin Ihnen sehr verbunden.«

Mr. Moore schien noch etwas sagen zu wollen, doch er hielt sich zurück. Statt dessen lächelte er wissend und machte seinerseits eine knappe Verbeugung.

Es hätte den Konsul sehr überrascht, wenn Lord Winter tatsächlich von tiefer Trauer ergriffen wäre. Nachdem die ganze Dienerschaft zusammengetrieben und aus Dar Joon mit lohenden Fackeln verscheucht worden war – die Fackeln dienten nur vordergründig dazu, den steilen, zerfurchten Pfad für den Missionar und Mr. Moore zu beleuchten, in Wirklichkeit sollten sie die Dämonen und Hyänen fernhalten –, verriegelte Lord Winter das Tor und ging durch den dunklen Garten zurück zum Grab. Er brach eine Rose von einem Busch und starrte verdrossen auf den zertrampelten Boden und die verdreckten Steinplatten vor dem Grabschacht. Der verwahrloste Zustand der Grabstätte rührte von jahrzehntelanger Vernachlässigung her. Dennoch war Dar Joon, von dem nicht mehr als eine Ruine übrig war, für Lord Winter der sagenumwobene Palast der Königin der Wüste.

Die Wüste und Lady Hester. Das war Zunder für die Träume seiner Kindheit gewesen, der Funke und die Flamme im Mannesalter. Der englische Nebel, die angelegten Gärten von Swanmere mit den zurechtgestutzten Hecken, nichts war Arden jemals so lebendig erschienen wie die rauhe Wildnis. Und keine Frau hatte ihn je so gefesselt wie Lady Hester Stanhope.

Schon als kleines Kind hatte er von ihr gehört. Als er fünf Jahre alt war, trotzte sie räuberischen Beduinen, durchquerte die Wüste und fand als erste Engländerin Einlaß in Palmyra. Während Arden noch in den Kinderschuhen steckte und mit Angelstecken die Forellen seines Vaters aufscheuchte, ging sie in den Trümmern von Askalon auf Schatzsuche. Er konnte mit seinem Pony gerade die ersten Hindernisse überspringen, als sie die Truppen eines Paschas anführte, um für die Ermordung eines Freundes blutige Rache zu üben und einen ganzen Landstrich in Schutt und Asche zu legen. Noch bevor er ein Mann war, hatte sie einem Emir die Stirn geboten, es gewagt, den Prinzen des Morgenlandes herauszufordern, und ihm gedroht, seinen Sohn eigenhändig zu töten, wenn er nicht auf ihre Forderungen einging. Sie kleidete sich wie die Stammesangehörigen der Wüste und wie die Türken, bot verwundeten Drusen, aufständischen Albanern, Waisenkindern und besiegten Mameluken Unterschlupf. Und als der alles bezwingende und allmächtige Ibrahim Pascha sie zur Übergabe seiner Feinde nötigen wollte, hatte sie ihm geantwortet: »Komm und hol sie dir!« Aber das hatte er nicht gewagt.

Nie war Arden von ihr enttäuscht worden, wenngleich sie sich im Alter den absonderlichsten Theorien hingab und in die Astrologie und Magie flüchtete. In ihren späten Jahren war sie majestätischer als jede andere Frau, der Arden jemals begegnet war. Man sagte von ihr, sie habe sich für die Braut des künftigen Messias gehalten, aber Arden hatte das nie selbst von ihr gehört. Nur, daß sie

einmal an seiner Seite in Jerusalem einreiten würde. Sie hatte ein übersteigertes Selbstbewußtsein und ein gefährliches Mundwerk, und ihr Verstand war von absurden Zukunftsvisionen verwirrt. Aber mit dem Mut einer Löwin hatte sie den Berg verteidigt; ihren Berg, auf dem, den grausamen Tyranneien des Orients zum Trotz, nur ihre eigenen Gesetze galten.

Arden warf die weiße Rose neben den Grabschacht. Er war zu spät geboren. Hester Stanhope war tot. Niemals würde er eine Frau finden, die sich mit ihr messen konnte. Und jetzt, in dieser Nacht, spürte er den Stachel der Einsamkeit und Rastlosigkeit, der ihn umtrieb – ihn schon immer in die verlassensten, rauhen Winkel dieser Erde getrieben hatte, als könnte er nur dort seinen Seelenfrieden finden – so schmerzhaft wie seit langem nicht mehr.

Leise fluchend löschte er seine Lampe und verließ die Grabstätte. Zielloos ging er unter dem sternenklaren Himmel umher, suchte dann auf den geschlängelten Pfaden seinen Weg zu den Gästehäusern, wo er sich ein Nachtlager zurechtmachen wollte. Zweimal verlief er sich im Gewirr der Mauern und Wege, bevor er endlich unerwartet in einen mit Gras bewachsenen Hof gelangte.

Er blieb stehen. In der Stille vernahm er ein Schluchzen – es war kein gewöhnliches Weinen, sondern das erschütternde, herzerreißende Schluchzen einer abgrundtief verzweifelten Seele.

Lord Winter sah den schwachen Lichtstrahl, der aus einer offenen Tür in den Hof fiel. Daß er hier jemanden antraf, in einem Raum, der wie die anderen eigentlich versiegelt sein sollte, machte ihn stutzig. Absichtlich geräuschvoll ging er durch das Gras. Er blickte in das Zimmer, aus dem die jämmerlichen Klagelaute kamen, und sah eine Gestalt in einer schmuddeligen, gestreiften Aba, die in ihrem Elend zwischen geöffneten Truhen und Kisten voller Schriftstücke auf dem Boden kauerte.

Lord Winter dachte nicht daran, sich zu verbergen, sondern blieb in der Tür stehen. Dennoch sprang der Junge vor lauter Schreck zurück, als er ihn ansprach. Blätter wirbelten auf, und ein Hocker kippte um. Das krachende Geräusch hallte wie ein Schuß von den Steinwänden wider.

»Friede sei mit dir«, grüßte Lord Winter auf arabisch. Er erkannte den Beduinen mit dem langen, verfilzten Haar und der alten Muskete wieder. Der Junge erwiderte nichts, sondern starrte Lord Winter an, stoßweise atmend und mit angstgeweiteten Augen.

Der Beduine hatte allen Grund, entsetzt zu sein, war es doch die Absicht des Konsuls gewesen, alle Diener aus Dar Joon auszusperren. Niemand, der die Beduinen auch nur ein bißchen kannte, würde daran zweifeln, daß dieser räuberische Wüstensohn in diebischer Absicht zurückgeblieben war, mochte er nun weinen oder nicht. Der Halbwüchsige stand wie zum Sprung bereit, als rechnete er damit, jeden Moment attackiert zu werden.

»*Ma'aleyk*, dir wird nichts Böses geschehen, junger Wolf. Komm und trinke Kaffee mit mir«, sagte Lord Winter beschwichtigend.

Wenn er erwartet hatte, durch dieses gastfreundliche Angebot irgendein Zeichen von Freundlichkeit oder Dankbarkeit bei seinem Gegenüber zu bewirken, so hatte sich Lord Winter getäuscht. Der Bursche schien eine besonders mißtrauische Natur zu sein. Hartnäckig schwieg er weiterhin und rührte sich nicht von der Stelle.

»*Yallah!*« Arden wandte sich zum Gehen. »Dann mach schnell und pack dein Diebesgut ein. Gott ist groß!«

»Lord Winter«, rief der Junge mit heiserer Stimme und perfektem englischem Akzent aus. »Ich bin kein Dieb!«

Seinen Namen und seine Muttersprache aus dem Mund dieses schäbigen Wüstenstrolchs zu hören, verblüffte Arden mehr, als er zugeben wollte. Er drehte sich um, eine Augenbraue gehoben.

»Mylord, werden Sie mich dem Konsul ausliefern?« fragte der Beduine verzweifelt.

»Meinetwegen kannst du soviel von dem Kram stehlen, wie du schleppen kannst«, entgegnete Lord Winter auf englisch. »Allerdings sieht es so aus, als hätten Lady Hesters ergebene Untertanen nicht mehr viel übriggelassen.«

»Ich stehle nicht!« verteidigte sich der Junge mit Nachdruck.

Lord Winter lehnte sich an den Türpfosten und nickte skeptisch. »Wenn du es sagst.«

»Der Konsul ...«

»Mein liebes Kind, du verkennst mich, wenn du glaubst, daß ich nichts Besseres zu tun hätte, als alles Mr. Moore auszulaudern, um ihm zu Gefallen zu sein. Ich möchte sogar behaupten, daß er sich darüber selbst wundern würde. Hat dich Lady Hester Englisch gelehrt?«

Der Junge zögerte und antwortete dann auf arabisch: »Ja, *ma'alem*. Möge es Allah gefallen.«

»Sie scheint damit außergewöhnlich erfolgreich gewesen zu sein. Wie lange standest du in ihren Diensten?«

Die Fragen schienen den Beduinen einzuschüchtern. Er blickte zu Boden und murmelte: »Viele Sommer lang, *ma'alem*.«

Der Stimme nach und dem glatten, bartlosen Gesicht zufolge schätzte ihn Arden auf höchstens fünfzehn Jahre. Er war groß für einen Beduinenknaben – aber er hatte das reine, asketische Aussehen, das einem nur die Wüste verleiht. Alles an ihm war beduinisch. Die kleinen, graziösen Hände unter den ausgefransten Ärmelaufschlägen und die schulterlangen Zöpfe neben den Wangen, Kennzeichen der jungen Nomaden im heiratsfähigen Alter, und der riesige Krummdolch an seiner Hüfte. Er war gertenschlank, und sein trauriges, verweintes Gesicht hatte einen zarten, sonnengebräunten Teint.

Arden empfand Sympathie für ihn, allein deshalb, weil er Beduine war, ein Angehöriger der freiesten Rasse der Welt. »Komm, kleiner Wolf, trinke Kaffee mit mir, und der Herr möge dich beschützen.«

Der Junge blickte unter den langen, feuchten Wimpern hervor. Er schien die Einladung nicht annehmen zu wollen. In seinen dunklen Augen, die ängstlich und groß wie die einer Gazelle waren, schimmerten Tränen. Lord Winter stand dem Weinenden einigermaßen hilflos gegenüber. Denn mit Kindern hatte er normalerweise nichts zu schaffen, und Frauen suchte er nur aus einem einzigen Grund auf, da er für das weibliche Geschlecht im allgemeinen nur kühle Verachtung empfand. Seine heftige Abneigung galt allerdings den langweiligen, nach Blümchen duftenden englischen jungen Ladys, von denen man ihm schon so viele vorgestellt hatte, in der Hoffnung, er möge seinen aristokratischen Pflichten nachkommen und eine von ihnen zur Frau nehmen.

Aber beim Anblick der zitternden Lippen und tränennassen Augen fürchtete Lord Winter schwach zu werden. »Sohn des Wolfes, weine nicht, du bist ein Araber!« herrschte er ihn an, um die drohende Tränenflut aufzuhalten.

Der scharfe Tadel hatte jedoch den gegenteiligen Effekt. Der Junge brach augenblicklich in Tränen aus und schlug die Hände vors Gesicht.

Lord Winters Blick verweilte einen Moment lang auf der schmalen Gestalt. Dann schulterte er sein Gewehr und stieß die Tür auf. »Ganz wie du willst.« Er ging hinaus in den Hof und überließ den Jungen seinem Schicksal.

Kapitel 2

Das erbarmungswürdige Individuum, das er tränenüberströmt zurückließ, sank zu Boden. Ringsum verstreut lagen die nutzlosen Papiere. Zenobia zitterte immer noch vor Angst, weil sie entdeckt worden war. Auch von Weinkrämpfen, die Lord Winter so abstoßend fand, wurde sie erneut geschüttelt.

Ausgerechnet Lord Winter! Wenn es doch bloß der getreue Dr. Meryon gewesen wäre, der nette Monsieur Guys vom französischen Konsulat oder wenigstens einer der deutschen Reisenden! Jeder wäre ihr lieber gewesen als Lord Winter mit seiner kalten Gleichgültigkeit und dem bissigen Humor, der auch ihrer Mutter eigen gewesen war.

Zunächst war sie davon überzeugt, daß er sie wegen Diebstahls beim Konsul anzeigen würde. Unweigerlich wäre sie Emir Bechir ausgeliefert worden, der ihr, im Glauben, einen Beduinen vor sich zu haben, die Hand hätte abhacken lassen. Oder der Konsul hätte Tausende von Pfund gefordert, die Lady Hester ihren Gläubigern schuldete, wenn er wüßte, wer sie wirklich war. Die Engländer hatten die Pension ihrer Mutter einbehalten, um deren Schulden zu tilgen. Daraufhin hatte Lady Hester, rasend vor Wut, an die englische Königin höchstpersönlich geschrieben und ihre englische Staatsbürgerschaft aufgegeben. Denn, so ihre Begründung, einer Nation voller Sklaven könne sie nicht länger angehören. Was aber, wenn der Konsul nun dahinterkam, daß Lady Hester eine Tochter hatte? Würde er dann nicht alles daransetzen, daß die Gläubiger an ihr Geld kämen? Er würde es den jüdischen Geldverleihern, den türkischen Händlern und der